Stadt der Häuser - Stadt der Heterotopien : ein Versuch aus Zürichs Westen

Autor(en): **Tschanz, Martin**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **93 (2006)**

Heft 9: **Stadträume = Espace urbains = Urban spaces**

PDF erstellt am: **25.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-1849

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Stadt der Häuser – Stadt der Heterotopien

Ein Versuch aus Zürichs Westen

Text und Bilder: Martin Tschanz Grosse, kompakte Gebäude, zwischen ihnen kaum differenzierte Flächen: Diese Art von «Stadt» ist in ihrer Gestalt mit Industriearealen verwandt. Möglicherweise findet in ihr unsere Gesellschaft einen adäquaten Ausdruck. Nicht gerade eine fröhliche Perspektive.

Sollten Sie in Zürichs Westen – zum Beispiel auf der Suche nach der Talent Development GmbH – nach der Giessereistrasse 18 fragen, besteht eine gewisse Wahrscheinlichkeit, dass ein Schulterzucken die Antwort ist. Ganz anders, wenn sie nach dem «Puls 5» fragen. Anders als der Name der Strasse dürfte nämlich das Gebäude, das zu dieser Adresse gehört, allen einigermassen Ortskundigen bekannt sein. Längst hat man sich in dieser Umgebung daran gewöhnt, sich nicht nach Strassen zu orientieren, sondern nach einzelnen Bauten. Schiffbau, Technopark, Puls 5, Com West, West Park oder Tonimolkerei: die Namen der Bauten haben die herkömmlichen Adressen abgelöst. Konsequenterweise übernehmen die Strassen zumindest teilweise die Namen der Gebäude: Schiffbaustrasse, Technoparkstrasse. Wenn es sie überhaupt noch gibt: Längst nicht alle der befahr- und begehbaren Flächen zwischen den teils riesigen Gebäuden tragen Bezeichnungen, und auf Fahrspuren weisen oft nur Poller oder Bodenmarkierungen hin. Eine Stadt als «eine Versammlung von Häusern», wie sie Martin Steinmann vor gut zehn Jahren beschrieben hat?

Die Konstellation als städtebauliches Muster

Von einer «Versammlung von Häusern» sprach Steinmann im Katalog zur Ausstellung «Das Haus und die Stadt» in der Architekturgalerie Luzern über städtebauliche Arbeiten von Diener & Diener.[1] Durch die Beziehung zwischen einzelnen Häusern würde bei diesen Projekten eine im wörtlichen Sinn relative Ordnung entstehen, für die Steinmann die Bezeichnung «Konstellation» wählte. Er bezog sich dabei u. a. auf Gedichte von Eugen Gomringer, in denen die Nähe zwischen einzelnen Worten an die Stelle einer traditionellen Grammatik tritt, so dass zwischen den Worten komplexe und offene Beziehungen entstehen, und natürlich auch auf die Konstellationen der Astronomie, wo eine bestimmte Stellung von Sternen eine erkennbare Form bildet. In allen diesen Fällen entsteht die Ordnung nicht durch ein vorgegebenes Muster, in das sich die Elemente einfügen und dem sie sich unterordnen, sondern indem sie als Individuen gleichsam ausstrahlen und Beziehungen zu ihrer Umgebung und zu benachbarten Elementen knüpfen. Diese Ordnung als Beziehungsgeflecht ist unmittelbar abhängig von den einzelnen Elementen. Sie ist offen, weil sie neue Elemente aufnehmen und Veränderungen bewirken kann.

Die Vorstellung solch offener Konfigurationen, wie sie Steinmann 1995 theoretisch begründet hat, stellte eine grosse Befreiung von den Zwängen städtebaulicher Muster dar, gerade in dem von Nostalgie geprägten Stadtreparaturdiskurs nach der IBA Berlin. Und sie erwies sich als enorm leistungsfähig bei all den schwierigen und uneindeutigen Kontexten und Stadtumbauaufgaben, wie sie im Städtebau damals praktisch ausschliesslich das Thema waren. So zitiert Martin Steinmann Roger Diener: «Auf den Punkt, in einem wörtlichen Sinn, kommt der Städtebau dort, wo er einen Ort mit einem Haus in Ordnung bringt.»[2]

Bereits die frühen Versuche in Richtung städtebaulicher Konstellationen zeigten neben dem grossen Potenzial aber auch die Probleme auf. So gelangen z. B. beim exemplarischen und viel beachteten Basler Warteck-Areal[3] die Integration des Fragmentes der alten Brauerei und die Verzahnung des Neuen mit dem Bestand auf hervorragende Weise. Aber die Schwächung der Hierarchie der öffentlichen Räume und die allseitige Ausrichtung der freigestellten Bauten hatten auch unangenehme Folgen, weil sie die Orientierung erschweren und deshalb verschiedene Hinweisschilder notwendig machten. Beim Bau an der Grenzacher-

1 Roger Diener, Martin Steinmann, Das Haus und die Stadt, Diener & Diener – Städtebauliche Arbeiten, Edition Architekturgalerie Luzern, Birkhäuser, Basel 1995 (d/e).
2 Wie Anm. 1, S. 11.
3 Vgl. wbw 3|1993 (Projekt).

Von oben: Förrlibuckstrasse, ComWest zwischen Förrlibuck- und Hardturmstrasse und Turbinenplatz mit Schiffsbau

strasse führte es überdies zu einem unschönen Nebeneinander von Anlieferung und Eingang, das nicht einfach ein Problem der architektonischen Ausarbeitung ist, sondern eine Folge davon, dass dem freigestellten Baukörper keine Rückseite zugestanden ist. Es gibt ein Übermass an öffentlichem Raum, das sich überdies für die Nutzung der Erdgeschosse als erschwerend erweist.

Die Gebäude zuerst

In der als eine «Versammlung von Häusern» verstandenen Stadt ist der öffentliche Raum gegenüber diesen Häusern im wörtlichen Sinn sekundär: Einzelne Bauten definieren ihn, und er entsteht gleichsam nachfolgend. Dies ist in der Geschichte des europäischen Städtebaus etwas Aussergewöhnliches, denn üblicherweise ist hier der öffentliche Raum, zu dem auch die Monumente und öffentlichen Bauten gehören, den normalen, alltäglichen Gebäuden und den privaten Räumen vorangestellt und übergeordnet. Das gilt auch noch für die Stadt der 1950er Jahre, wo der öffentliche Raum zwar kein geschlossener Strassenraum, aber ein Geflecht von Park- und Verkehrsräumen ist. Und es gilt beispielsweise auch für die Quartiere mit Stadtvillen, die mit ihren je zugehörigen Gärten durch Hecken, Gitter oder Mauern vom öffentlichen Raum geschieden sind.

Ähnliches wäre von den Industriearealen zu sagen, bei denen primär ihre Umzäunung oder Ummauerung mit den vereinzelten Pforten städtebaulich relevant ist, über die sie mit dem öffentlichen Raum der Polis kommunizieren. Diese scharfe Grenze ist ebenso für das Innere massgebend. Als nicht öffentlicher Raum ge-

Turbinenplatz mit Accor Hotels

horcht er eigenen Gesetzmässigkeiten, vor allem, weil es ein kontrollierter Raum ist. Wer sich hier bewegt, tut dies informiert und zielgerichtet, und die Disposition der Bauten folgt einer zentralistischen und umfassenden Macht. Werden die Umgrenzungen solcher Räume entfernt und diese somit öffentlich, verändert sich deren Organisation und Wirkungsweise – unabhängig davon, ob dabei die Massstäblichkeit und Gestaltungsprinzipien erhalten bleiben oder nicht.

Traditionelle Beispiele städtischer Konstellationen sind selten. Stets handelt es sich um Gruppierungen von besonderen, der Allgemeinheit zugehörigen Bauten, wobei auch diese oft klar delimitiert und ihre Öffentlichkeit teils diskutabel ist. Man kann an die antiken Akropolen denken, oder mit ihnen vergleichbar etwa an den Moskauer Kreml, an den Campo Santo in Pisa oder an das antike Forum in Rom. Städtischen Raum über Häuser zu definieren, bedeutet jedenfalls, diesen Häusern eine hohe Bedeutung zu geben.

Wenn also eine Stadt der Häuser durch die einzelnen Architekturen geformt wird, ist ihre Qualität in hohem Masse städtebaulich relevant. Das einzelne Gebäude muss weitgehend aus sich selbst heraus entwickelt werden, wenn es seinen Umraum bestimmen soll. Bei Diener & Diener z. B. kann denn auch eine Präferenz von starken und eindeutigen Gebäudetypen festgestellt werden.[4] Bei alltäglichen Bauaufgaben wie dem Wohungs- und Bürobau ist eine solche typologische Prägnanz allerdings, anders als bei monumentalen öffentlichen Architekturen, nur schwer realisierbar und wird durch das zunehmende Verschwinden eindeutiger Programme und identifizierbarer Bauherrschaften immer schwieriger. Es sei denn, man begnüge sich mit dem Bauen leerer Zeichen und begrüsse eine Comic-City.

Trotzdem erfolgreich?

Es fragt sich, warum sich diese Art von Städtebau trotz allen ihr inhärenten Schwierigkeiten so sehr durchgesetzt hat. Das Aufbrechen von hierarchisch aufgebauten städtebaulichen Mustern ist ja inzwischen schon fast die Regel, sogar dort, wo solche Muster noch intakt vorhanden sind oder sich zumindest problemlos weiterentwickeln liessen. Bisweilen erhofft man sich dabei wohl kurzfristige ökonomische Vorteile. Da in der «Stadt der Häuser» der Raum nur schwach oder gar nicht hierarchisiert ist, gibt es weniger ausgeprägt bessere oder schlechtere Grundstücke. Das ist besonders da hilfreich, wo es darum geht, komplexe Besitzstrukturen des Bodens neu zu ordnen. Wichtiger noch als die räumliche Offenheit dürfte allerdings die zeitliche sein. Die Flexibilität der unhierarchischen Ordnungen birgt die Möglichkeit, sie allmählich zu entwickeln und, ohne eine Vorstellung von einem Ganzen und von einem in weiter Ferne liegenden Endzustand, auf sich verändernde Rahmenbedingungen zu reagieren. Jeder Zustand ist potenziell gleichwertig, und das Problem des Unfertigen und des Fragmentes entfällt, weshalb die Strategie der Konstellation gerade bei fragmentarischen und komplizierten Situationen mit begrenzten Aktionsmöglichkeiten besonders erfolgreich ist.

Vor allem bei grösseren Arealen zeigt sich aber auch der Preis, der für diese Freiheit zu bezahlen ist. Es fal-

len nämlich nicht nur die Zwänge weg, die mit einer langfristigen und auf ein Ganzes zielenden Planung verbunden sind, sondern auch die möglichen Synergien. So haben Bauten zum Beispiel ja nicht nur Vorder-, sondern auch Rückseiten, Restaurants nicht nur Gaststuben, sondern auch Küchen. Doch wie soll ein Bau oder auch nur eine Nutzung ausgerichtet werden, wenn der unhierarchisierte Raum dazu keine Anhaltspunkte gibt? Wie soll man sich entscheiden, wenn nicht absehbar ist, was der Nachbar als Nächstes tut?

In Zürich West wird solches auf eindrückliche Weise anschaulich: Der Turbinenplatz – der grösste Platz in Zürich – wird seitens des Technoparks von einer relativ belanglosen Seitenfassade begrenzt, welcher mit dem Schiffbaukomplex eine eigentliche Rückseite gegenüberliegt. Kein Wunder: Als die beiden Anlagen geplant wurden, gab es noch keine Vorstellung eines Platzes. Dieser «entstand», als der Puls 5 seine Baumasse um die Giessereihalle konzentrierte, gleichsam als Kollateralgewinn oder auch -schaden: Wie wenig dieses Gebäude mit dem Platz anzufangen weiss, wird durch das Fehlen einer Fassade offenkundig. Mit seinem introvertierten Hallentyp tritt es sogar zu ihm in Konkurrenz und versucht, ihm die Öffentlichkeit abzugraben.

Die vierte Seite des Turbinenplatzes wird von einem Komplex der Accor-Hotels gebildet, die sich nun tatsächlich hierhin orientieren. Dies erscheint sinnvoll und plausibel, zumindest solange, bis jene Tramhaltestelle in Betrieb gehen wird, die unmittelbar «hinter» diesem Bau das ganze Areal endlich in brauchbarer Weise an den öffentlichen Verkehr anbinden soll.

Dieses Beispiel macht deutlich, dass die Planungsunsicherheit, die mit der Offenheit der Planung zusammenhängt, architektonisch, städtebaulich und auch ökonomisch ihren Preis hat. Die Liste ähnlicher Fälle in Zürich West liesse sich fast beliebig erweitern. Der eindrücklichste ist wohl derjenige der 1990–2002 erstellten Wohnanlage Limmatwest, deren Konzept massgeblich durch die starke Lärmbelastung des südlich an ihr vorbeiführenden Autobahnzubringers begründet war, was zu einem 400m langen Lärmschutzriegel geführt hat. Nun wurde neulich bekannt, dass diese Strasse im Zusammenhang mit einem weiteren Einzelprojekt zu einer reinen Quartiererschliessungsstrasse deklassiert und zur Sackgasse wird. Man wagt kaum daran zu denken, was hier unter diesen neuen Bedingungen möglich gewesen wäre! Der Schaden ist nachhaltig.

Nebeneinander

Der Erfolg der «Stadt der Häuser» liegt nicht primär oder jedenfalls nicht allein in ihrer räumlichen und zeitlichen Offenheit oder in vermeintlichen ökonomischen Vorteilen, sondern in ihrem ureigentlichen Wesen: in der Verschiebung des Schwerpunkts des Interesses weg vom öffentlichen Raum hin zu den einzelnen Bauten. Dies scheint genau zu der kulturellen Situation zu passen, in der «Öffentlichkeit» als Begriff fast nur noch im Plural auftritt und die hierarchisch geordnete Gesellschaft – folgt man Soziologen wie Gerhard Schulze[5] – von einer in relativ unabhängige Teile aufgegliederten Gesellschaft abgelöst wird. Sind die Konstellationen von Häusern vielleicht ein adäquater Lebensraum für diese Gesellschaft? Szenenspezifische Häuser, die mehr oder weniger aufeinander bezogen sind, aber doch jedes für sich? Wo Namen bzw. Brands eine Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe und Kultur zum Ausdruck bringen, anders als die traditionellen Adressen, die eine Einordnung in das Stadtganze artikulierten? Mit Häusern wie Inseln, mit Häusern für Yuppies und für Alternative, für Kulturbeflissene und für Alte, für junge Familien und für Randständige: jedes dieser Häuser eine Heterotopie?

Mit einem traditionellen Verständnis von Stadt hat dies kaum noch etwas zu tun. Stadt meint ja eine Form von Zusammenleben, die sich nicht zuletzt in klar definierten öffentlichen Räumen niederschlägt, in denen sich das Individuum, solange es sich an das gemeinsame Recht hält, anonym und frei bewegen kann. Halbprivate und private Bereiche sind vom öffentlichen Raum – oft über mehrere Zwischenstufen – klar und erkennbar geschieden und geschützt, sodass die hier geltenden speziellen Rechte und Pflichten für niemanden eine Überraschung darstellen.

Ländlicher Raum dagegen funktioniert anders. Eine klare Unterscheidung von öffentlichen und privaten Räumen fehlt oft gänzlich, und die Aufgaben, die in der Stadt die räumliche Differenzierung übernimmt, werden hier von Verhaltensmustern übernommen: Weil es ein Gastrecht gibt, darf man all die «halbprivaten» Räume zwischen den Häusern betreten, ist aber andererseits dazu verpflichtet, sich adäquat zu verhalten. So soll man z. B. freundlich grüssen und gegebenenfalls in einem formalisierten Gespräch sein Wohlwollen darlegen. Dementsprechend ist man im Dorf hoher sozialer Kontrolle unterworfen.

In ihrer Struktur gleicht die Stadt der Häuser mit ihren dazwischenliegenden multifunktionalen Mischflächen solch ländlichen Räumen, übrigens oft auch rechtlich, wenn komplizierte Dienstbarkeiten anstelle von abparzellierten öffentlichen Räumen treten. Und da erstaunt es kaum noch, dass man z. B. als Bewohner von Zürich West tatsächlich erleben kann, wie bisweilen ländliche Verhaltensmuster in die Stadt zurückfinden. Manchmal wird man hier zwischen den grossen Häusern von wildfremden Leuten gegrüsst, als befände man sich auf einem Spaziergang in einem Dorf.

Gewiss ist solches nach wie vor die Ausnahme, aber es belegt eine gewisse Unsicherheit. Der gesamte nicht explizit ausgegrenzte Raum gilt ja weiterhin als öffentlich, doch existiert gar nicht so viel Öffentlichkeit, um all diesen Raum zu besetzen. So entstehen Leerräume, die dann aufgrund des berechtigten horror vacui zum Tummelfeld von Landschaftsarchitekten werden. Diese gestalten entweder Pärke, die aus sich heraus eine

4 Martin Steinmann dazu: «Seine Bestimmung als Form und seine Bestimmung als Typ müssen sich aber entsprechen, damit der Bau das Gewicht hat, das notwendig ist für seine städtebauliche Wirkung.» Wie Anm. 1, S. 23.
5 Gerhard Schulze, Die Erlebnsigesellschaft – Kultursoziologie der Gegenwart, Campus, Frankfurt a. M. 1993.

eigene Identität generieren[6] und analog funktionieren wie die Häuser der Konstellationen, oder sie füllen die Leere mit bildhaften Mustern auf, die mit Vorteil aus dem sicheren Hort der Häuser heraus betrachtet werden.

Es ist dabei kein Zufall, dass die Architektur dieser Häuser meist introvertiert ist und eine Verbindung von innen und aussen tunlichst vermeidet. Die Baukörper sind scharf geschnitten, prägnant, wenn nicht gar monolithisch. Balkone sind weitgehend verpönt, bisweilen werden sie sogar baurechtlich verboten, und Aussenräume zu den Wohnungen werden, wenn überhaupt, nur als Loggien toleriert – sie könnten ja das Innere mit dem Äusseren verzahnen! Man lasse sich durch die grossen Fenster nicht täuschen: Aufgrund ihrer Flächigkeit und der einfachen Rahmung der Ausschnitte sind sie geeignet, das Aussen bildhaft erscheinen zu lassen und damit zu virtualisieren. Im besten Fall schaffen sie auf diese Weise Ausblicke wie die Leuchtkästen von Jeff Wall. Schärfer kann man innen und aussen nicht voneinander trennen.

Der Raum zwischen diesen abgekapselten Innenwelten ist im eigentlichen Sinn ein Dazwischen, zwischen dem Weggehen aus einem Haus und der Ankunft in einem anderen. Am besten durchmisst man ihn in einem geschlossenen System, zum Beispiel in einem Auto von Tiefgarage – die man direkt aus der Wohnung, der Shoppinglandschaft, dem Büro oder der Opernhausgarderobe erreicht – zur nächsten Tiefgarage. Die Industrie hat dafür längst entsprechende Formen gefunden, mit Autos, die die Stadt ostentativ als Feindesland auffassen, das sie gepanzert und mit getönten Scheiben durchmessen.

So gesehen ist der Raum zwischen den grossen Häusern ein eigentlicher Nicht-Ort – und damit das Gegenteil von Stadt. Marc Augé hat seiner Studie zu solchen Nicht-Orten, die er als charakteristisch für unsere «Übermoderne» erachtet, den Untertitel «Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit» gegeben.[7] Und vielleicht ist ja der Hang zur «Veröffentlichung» und Entprivatisierung der Häuser, sind all die Schaufenster auf alltägliche Scheusslichkeiten und inszenierten guten Geschmack die Kehrseite der Vereinsamung im offenen Stadtraum. A propos Vereinsamung: Zu der neuen Migros im schon erwähnten Puls 5 kann man lesen: «Im MIGROS PULS 5 können Sie einkaufen und flirten mit den neuen Flirt-Einkaufskörben. Mit Herzen verzierte Einkaufskörbe signalisieren, dass Sie bereit für einen kleinen Flirt sind, und wenn's funkt, können Sie nach dem Shoppen in die Lounge einen Fruchtsaft oder Espresso trinken.»[8] Wohl bekomm's!

Konstellation als Utopie

Gebäude als Heterotopien in einem allgemeinen Nicht-Ort, wie Inseln im Meer: diese Vision mag allzu düster sein. Und natürlich entspricht sie in keiner Weise dem, was Martin Steinmann im eingangs zitierten Text als «Versammlung von Häusern» beschrieben hat. Auch wenn dort die Art der Beziehung reichlich vage bleibt, die zwischen den Bauten bestehen soll, ist doch immer klar, dass es eine solche Beziehung geben soll und dass gerade sie das Wesen einer Konstellation ausmachen würde. Viele Beispiele, bei denen versucht wird, Städtebau über Einzelbauten und durch offene Verfahren zu betreiben, scheinen Steinmanns Thesen allerdings geradezu zu verspotten. Das gilt auch für Zürich West. Es fehlen hier die architektonische Sorgfalt, die Zurückhaltung und die Rücksichtnahme, die Steinmann bei den Arbeiten von Diener & Diener zu Recht als wesentlich und für den Städtebau der Konstellationen als notwendig beschrieben hat. Und nicht zuletzt wird das reale Gebietsmanagment durch die Gleichzeitigkeit und die Überschneidungen verschiedener Prozesse bestimmt, während das Prinzip der Konstellationen von einem rücksichtsvoll aufeinander bezogenen Nacheinander von architektonischen Interventionen ausgeht. In all dem erweist sich das städtebauliche Prinzip der Konstellationen als utopisch, obwohl es den postmodernen Traum zu erfüllen versprach, ohne utopisches Denken auszukommen. ■

6 Vgl. wbw 5|2003 «Platz/Park».
7 Marc Augé, Orte und Nicht-Orte – Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit, S.Fischer, Frankfurt a. M. 1994.
8 www.migros-puls5.ch/aktuelles.php

résumé **Cité des maisons – Cité des hétérotopies** Il y a déjà dix ans, Martin Steinmann décrivait à la vue de travaux de Diener & Diener une sorte d'urbanisme qui place l'espace urbain au-dessus des édifices individuels. Il qualifiait un tel «rassemblement de maisons», qui relève d'un agencement aussi bien spatialement que temporellement ouvert, de constellation.

Faire de l'urbanisme au moyen de l'individualité des bâtiments est aujourd'hui largement répandu. Ce faisant, il apparaît néanmoins que les avantages de cette stratégie ouverte sont très cher payés. A celle-ci est liée une incertitude conceptuelle, et l'architecture livrée à elle-même, exempte de tous ordonnancements urbains supérieurs, est souvent surmenée. L'espace sans ordonnance hiérarchique, présente à différents niveaux des problèmes d'orientation, et les synergies, qui sont l'objectif de la conception traditionnelle, disparaissent.

Le «succès» de la «cité des maisons», réside probablement dans le déplacement du centre d'intérêt qui quitte l'espace publique pour les constructions seules. Ce qui fut longtemps une caractéristique exclusive de l'espace rural, semble désormais convenir à la société contemporaine, dans laquelle la communauté perds de son importance, et où la notion de «publique» n'apparaît presque plus qu'au pluriel. Une «cité» formée d'édifices spécifiques aux différents «scènes», plus ou moins liés les uns aux autres, mais pourtant chacun pour soi? Dont la marque affiche une appartenance à un groupe et une culture donnée, chacun de ces édifices étant une hétérotopie, si possible introverti et d'aspect monolithique à l'extérieur? Séparés par un espace, littéralement espace interstitiel, sans signification propre, que l'on traverse de préférence dans une voiture d'un parking souterrain à un autre, en circuit fermé?

Kraftwerk (Stephan-a-Porta-Weg)

Alors cet espace entre ces édifices serait un véritable non-lieu – et donc le contraire de la cité. À Zurich-West, par exemple, il existe des signes sans équivoque qui pointent dans ce sens.

Ceci n'a pourtant pas grand-chose à voir avec les constellations décrites par Martin Steinmann. Il y manque le soin architectural, la retenue et l'attention qui seraient essentiels et indispensables à l'urbanisme des constellations. La gestion réelle du terrain n'est pas définie à travers une succession d'interventions architecturales renvoyant avec égards les unes aux autres, mais par la simultanéité et le recoupement de divers processus, de telle façon que presque aucune relation positive ne naissent entre les différentes constructions. Bien qu'il ait promis de réaliser le rêve post-moderne de s'en tirer à l'utopique, le principe urbain des constellations se révèle être une utopie. ■

summary

City of Houses, City of Heterotopias

An Attempt from Western Zurich A good ten years ago in examining works by Diener & Diener, Martin Steinmann described a kind of town planning that organises urban space around individual buildings. He called this "assembly of houses", with an order that is open in terms of both space and time, a constellation.

Nowadays carrying out urban planning by means of individual buildings is widespread. However it is becoming increasingly clear that we must pay a high price for the advantages offered by this open strategy. It is linked with uncertainty as regards planning and with an architecture that is compelled to rely upon itself. Liberated from any overall order, it is often unable to meet the demands made on it. Space ordered in a non-hierarchical way creates orientation problems at different levels and the synergies that are the goal of traditional planning are lost. The "success" of the city of buildings lies most probably in the shift of the focus of interest from public space to individual buildings. What was, for a long time, typical of rural areas seems to suit contemporary society, in which the concept of community is little valued and the term public is used almost exclusively in the plural. A "city" formed of individual buildings that are related to each other in some way or other, but each of which essentially stands alone? Buildings whose brands express an affiliation to a certain group and culture, each of these buildings a heterotopia, externally as "monolithic" and introverted as possible? With a space between them that is in-between in the true sense of the term, without any meaning in itself, best crossed while driving in a car from underground garage to underground garage within a closed system? The space between such buildings would be a non-place – and thus the opposite of a city. In Zurich West, for example, there are clear signs that point in this direction.

However, this has little to do with the constellations described by Martin Steinmann. What is lacking is the architectural care, restraint and considerateness fundamentally necessary in urban planning based on constellations. Real area management is not determined by a thoughtful sequence of architectural interventions that relate to each other but by the simultaneity and overlapping of different processes so that hardly any positive relationships are created between the individual buildings. Although it promised to fulfil the post-modern dream of managing without utopian thinking, the urban principle of constellations has itself turned out to be utopian. ■